Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 77 (2015)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rezensionen

Amstutz, Max D.: Die Anfänge des alpinen Skirennsports.
The Golden Age of Alpine Ski-ing.
Zürich: AS-Verlag 2010. 176 S. ISBN 978-3-909111-79-4.

Lange vor der Existenz des alpinen Skisports wurde in Nordeuropa, insbesondere in Norwegen, Skilanglauf betrieben. Die dabei verwendeten Holzlatten dienten in schneereichen Gegenden als unverzichtbares Fortbewegungsmittel und gehörten zur Ausrüstung der norwegischen Truppen. Im 18. Jahrhundert entwickelte sich der Biathlon aus militärischen Übungen zum ersten Wintersportwettkampf. Mitte des 19. Jahrhunderts versuchten sich erste Pioniere in Norwegen und Österreich in der Abfahrt in steilerem Gelände – es ging bei dieser Form des Abfahrens aber vorerst um körperliche Ertüchtigung und Naturerlebnis. Der im Gegensatz dazu stehende moderne Alpinskisport und mit ihm die Wettkampfdisziplinen Abfahrt und Slalom kamen Anfang des 20. Jahrhunderts pionierhaft in Mürren im Berner Oberland auf, massgeblich geprägt durch zwei Protagonisten – den Engländer Arnold Lunn und den aus Mürren stammenden Walter Amstutz.

In Mürren waren während des Ersten Weltkriegs 1916–1918 englische Offiziere und Soldaten interniert, die mit Begeisterung das Skifahren entdeckt hatten. Bereits seit 1900 war Mürren in Grossbritannien als Winterreisedestination bekannt, und dies führte zur regelmässigen Präsenz wohlhabender englischer Kurgäste im Alpendorf. Einer dieser Gäste, Arnold Lunn, beabsichtigte mit Skifahrexperimenten den alpinen Wintersport wettkampfmässig weiterzubringen. Damit wurde ein «Flachländer» aus England zu einer der treibenden Kräfte in der Entwicklung des Skisports.

Zwischen Lunn und dem Mürrener Walter Amstutz, der als begnadeter Abfahrer und Skibergsteiger gleiche sportliche Interessen verfolgte, entwickelte sich in dieser Zeit eine lebenslange Freundschaft. 1924 gründeten sie den «Kandahar Ski Club» bzw. den «Schweizerischen Akademischen Skiclub», zwei noch heute bestehende Vereinigungen. Das erklärte Ziel von Lunn und Amstutz war die internationale Anerkennung von Abfahrt und Slalom als valable, den nordischen Disziplinen Langlauf und Skispringen gleichgestellte Wettkampfformen. In diesem Sinne organisierten die beiden Pioniere in den 1920er-Jahren die heute legendären Anglo-Swiss University Race, Arlberg-Kandahar-Rennen und Mürren-Inferno. In die gleiche Zeit fiel auch die erstmalige Veranstaltung des Parsenn-Derbys in Davos, des Lauberhorn-Rennens in Wengen und des Hahnenkamm-Rennens in Kitzbühel.

Eine Begleiterscheinung der ab 1924 einsetzenden Aktivität war die Weiterentwicklung des Materials. Walter Amstutz selber entwickelte die «Amstutz-Feder», eine Spannfeder, die die Schuh-Fixierung auf dem Ski ermöglichte. Diese Innovationen hatten die

von den elitär zusammengesetzten Skiclubs nicht nur gerne gesehene Folge, dass sich der Skisport zur Massenveranstaltung ausweiten konnte.

Arnold Lunn, Walter Amstutz und ihre Mitstreiter rangen bis 1930 bzw. 1936 mit der *Fédération Internationale de Ski* (FIS) und dem *Internationalen Olympischen Komitee* (IOC) um Anerkennung der Alpindisziplinen. Am 11. FIS-Kongress vom 26. Februar 1930 in Oslo war das Ziel erreicht, indem der Antrag der Briten, Abfahrt und Slalom zu offiziellen FIS-Disziplinen zu erklären, von der FIS angenommen wurde. In Mürren fanden gleich 1931 die ersten FIS-Weltmeisterschaften in Abfahrt, Slalom und Kombination statt. Dem Entscheid der FIS folgte der Nachvollzug durch das IOC: 1936 wurden die Alpindisziplinen erstmals an den Olympischen Winterspielen in Garmisch-Partenkirchen ausgetragen.

Mit der Anerkennung durch FIS und IOC ging eine Professionalisierung des Skisports einher, mit der die Flachländer aus England (und anderen Nationen), denen sich nur in den Winterferien Gelegenheiten zum Skifahren boten, nicht mithalten konnten. Darauf reagierte Arnold Lunn mit der Erfindung der «Citadin Races» als Wettkampfform für Amateure.

Zu Beginn seiner Recherchen verfolgte der Autor Max D. Amstutz das Ziel, eine Geschichte seiner Familie zu schreiben; die Pionierrolle, die sein Onkel, Walter Amstutz, bei der Entwicklung des Skisports eingenommen hatte, liess die Familiengeschichte jedoch zu einer Rückschau auf die «goldenen Jahre» des alpinen Skirennsports werden: Amstutz beleuchtet in dreizehn Kapiteln Geschichte, Wettkampfereignisse sowie technische Entwicklungen des Alpinsports bis in die 1930er- Jahre. Dem zweisprachigen (zweispaltige Seiten in Deutsch und Englisch, Übersetzung Katrin Gygax) und reich illustrierten Sachbuch ist ein Vorwort von Beat Hodler, Präsident des Kandahar Ski Clubs, vorangestellt. Der Text ist mit Literaturbelegen – leider ohne Seitenangaben –, einer Bibliografie und einem Bildnachweis versehen und liefert in den Fussnoten Zusatzinformationen zu wichtigen Personen. Ereignisse der Zeitgeschichte werden von Amstutz an wenigen Stellen gestreift, ohne jedoch richtig thematisiert zu werden (u.a. der nationalsozialistische Sportkult). Etwas wenig kritisch erscheint auch die Darstellung der elitären Tourismus- und Sportbewegung und ihres Clubwesens. Dessen ungeachtet ist Amstutz' Beschreibung der Ursprünge des heutigen Profiskisports und die Würdigung seiner Protagonisten gelungen und lesenswert.

Katrin Keller, Bern

Christen, Andrea Martin: «Das Ohr am Puls der Zeit». Die öffentliche Vortragstätigkeit der Freistudentenschaft der Universität Bern (1906–1990).
Zürich: Chronos Verlag 2013. 484 S. ISBN 978-3-0340-1218-8.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren nicht alle Studenten – schon gar nicht die Studentinnen – Mitglied einer Studentenverbindung. In Deutschland begannen sich diese «freien» Studenten um 1900 zu organisieren, um ihren Bedürfnissen Gehör zu verschaffen. Jeder Student sollte ungeachtet seiner Herkunft, Religion und Überzeugung gleichberechtigtes Mitglied der Freistudentenschaft sein können. Ein weiteres Anliegen war die Stärkung einer umfassenden Allgemeinbildung der Studenten über ihr eigentliches Fach hinaus. Der Erste Weltkrieg setzte der Bewegung der deutschen Freistudentenschaft arg zu, spätestens um 1922 war sie verschwunden. Doch sie hatte bleibende Auswirkungen in der Schweiz, wohin sie schon vor dem Ersten Weltkrieg übergeschwappt war.

In Bern gab es im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mit der Wildenschaft eine Organisation der nichtkorporierten Studentinnen und Studenten, der auch russische Kommilitoninnen und Kommilitonen angehörten. Angesichts der xenophoben Haltung vieler Schweizer Studierender kam es 1906 zur Abspaltung der Freistudentenschaft (FS), deren Ziel es war, die «schweizerischen, reichsdeutschen und österreichischen Kommilitonen» zusammenzuführen und zu «geistiger und geselliger Betätigung» zu animieren. Explizit unerwünscht war das «russische Element». Studentinnen hingegen waren in der ersten Phase durchaus willkommen, aber nicht sonderlich interessiert. In den 1920er-Jahren schloss die FS die Studentinnen von der Mitgliedschaft aus – erst 1975 war wieder eine Frau Mitglied der FS.

Weil die Wildenschaft die Spaltung nicht überlebte, blieb die FS als einzige Organisation der Nichtkorporierten übrig. Ihren Anspruch, Interessenvertretung aller Nichtkorporierten zu sein, gab sie um 1913 auf, als sie sich als Verein organisierte. Von nun an entschied die Generalversammlung über die Aufnahme neuer Mitglieder, die zudem einen Mitgliederbeitrag leisten mussten. Fast gleichzeitig zur Vereinsgründung entstand der Verband ehemaliger Freistudenten (Alt-FS). Zweck der FS war nun in erster Linie die «Förderung des studentischen Zusammengehörigkeitsgefühls» und die «Mitwirkung am geistigen Leben der Bundesstadt». Die wichtigste, aufwändigste und auch bedeutendste Tätigkeit der FS war in den folgenden Jahrzehnten das Organisieren von Vorträgen.

Es ist erstaunlich, über welch lange Zeitspanne – von 1906 bis 1990 – es der FS gelang, der bernischen Öffentlichkeit ein äusserst vielseitiges Vortragsprogramm zu bie-

ten. Sie etablierte sich damit als führende Vortragsorganisation in der Bundesstadt. Inhaltlich waren die Vorträge sehr unterschiedlich. Gut vertreten waren germanistische und kunsthistorische Themen, häufig lasen Schriftsteller aus eigenen Werken. Platz hatten aber auch philosophische, historische und aktuelle politische Fragestellungen. Die Naturwissenschaften kamen ebenfalls nicht zu kurz. Eher selten waren die Vorträge von Lichtbildern begleitet, später gab es hie und da auch Filmvorführungen. Unter den gut 700 Vortragenden sind zahlreiche hochkarätige Namen zu finden: So trat Thomas Mann beispielsweise von 1921 bis 1952 neun Mal für die FS auf, Hermann Hesse von 1908 bis 1929 ebenfalls neun Mal.

Die FS hatte als wichtige Vortragsplattform eine gewisse Einflussmöglichkeit auf die Meinungsbildung, indem sie entschied, welche Persönlichkeiten sie für Vorträge einlud und auf welche sie lieber verzichtete. Die inhaltliche und politische Ausrichtung der Vorträge zeigt einerseits, dass die FS einer bürgerlich-liberalen Weltanschauung verpflichtet war. Andererseits hatte sie ein ausgesprochen gutes Gespür für den gesellschaftspolitischen Mainstream. Zum Beispiel stellte sich die Vortragskommission in den 1930er-Jahren bewusst in den Dienst der Geistigen Landesverteidigung, und nach dem Zweiten Weltkrieg lud sie zu den Vorträgen über die Kerntechnologie diejenigen Wissenschaftler ein, welche politisch auf der gleichen Linie lagen wie der schweizerische Bundesrat. Während und nach der Zeit des Nationalsozialismus zeigte die FS wenig Scheu, neben Kritikern des Nationalsozialismus auch Personen einzuladen, die dem Nazi-Regime nahestanden. Es ist eine grosse Qualität der vorliegenden Publikation, dass der Autor diesen Bereich der Vereinsgeschichte sehr sorgfältig aufgearbeitet hat.

In seiner kargen Aufmachung richtet sich das Buch eher an Insider. Auf Personen, die keine Beziehung zur FS haben, wirkt es auf den ersten Blick nicht sonderlich attraktiv. Die ohne Anhang gut 350 Seiten starke Publikation ist sehr detailreich geschrieben, sodass es nicht immer einfach ist, die relevanten Fakten herauszulesen. Erst am Schluss findet sich ein kurzes Fazit, das auch als Zusammenfassung gelesen werden kann. Das Buch weist zudem über weite Strecken hinweg kaum Illustrationen auf, und nur wenige davon sind geeignet, das Interesse einer aussenstehenden Leserschaft zu wecken. Das ist schade, denn die über 100-jährige Geschichte der FS und das viele Jahre währende Engagement ihrer wechselnden Exponenten hätten ein Interesse der Öffentlichkeit verdient. Wer sich mit der Geschichte der Schweizer Intellektuellen im 20. Jahrhundert auseinandersetzen möchte, sollte auf jeden Fall dieses Buch lesen – und wird es mit Gewinn tun.

Anna Bähler, Bern

Jeremias Gotthelf: Historisch-kritische Gesamtausgabe (HKG), hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann. Abteilung F: Politische und pädagogische Publizistik. Bd. 1.1 Politische Publizistik (1828–1854), Textband, hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer, Jürgen Donien (†), Ruedi Graf und Norbert D. Wernicke.
Hildesheim / Zürich / New York: Olms 2012. 408 S. ISBN 978-3-487-14607-2.

Bd. 1.2 Politische Publizistik (1828–1854). Kommentar 1828–1840, hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Marianne Derron in Zusammenarbeit mit Ruedi Graf und Norbert D. Wernicke.
Hildesheim / Zürich / New York: Olms 2012. 788 S. ISBN 978-3-487-14608-9.

Bd. 1.3 Politische Publizistik (1828–1854). Kommentar 1841–1854, hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Marianne Derron in Zusammenarbeit mit Ruedi Graf und Norbert D. Wernicke.
Hildesheim / Zürich / New York: Olms 2013. 824 S. ISBN 978-3-487-14609-6.

Il n'est ni juriste, ni politicien. Mais ne serait-il pas, en définitive, plus que tout cela? L'impitoyable observateur de la société bernoise du premier XIXe siècle qu'est Albert Bitzius, alias Jeremias Gotthelf, puise dans tous les recoins de la vie sociale pour livrer à ses contemporains, et à la postérité, un tableau profondément réaliste de son univers, où la lumière côtoie les bas-fonds, où la beauté cohabite avec la noirceur, où l'individu post-révolutionnaire lâché à la conquête de la liberté et de l'égalité croise dans un face-à-face parfois cruel esprits humanistes et âmes viles.

Jeremias Gotthelf est l'auteur d'une œuvre protéiforme, que l'on ne peut loger dans une catégorie unique. C'est la vie dans sa truculence, sa grandeur et sa petitesse qui se coagule dans ses pages trempées dans la glèbe bernoise mais dont les héros accèdent au rang de figures universelles. Gotthelf n'est ni juriste, ni politicien. Il est pasteur à Lützelflüh, dans l'Emmental. Pourtant, de son presbytère, c'est l'être humain qu'il scrute. Homme de Dieu, il le décrit et agit, par la plume, ses prêches, son action à la commission scolaire ou à celle des pauvres. A son époque, à Berne, un ministre du culte ne pouvait aspirer à une carrière politique. Mais aurait-il souhaité être l'élu du peuple? On peut en douter. Gotthelf raconte son environnement pour mieux en cerner les ridicules mais aussi pour mieux identifier les terrains où l'utilité de son combat sera avérée.

Fin connaisseur des arcanes de la vie sociale et économique de son temps et de son canton, Gotthelf rappelle Balzac ou Shakespeare. Eux aussi ont su transcender le réel à travers leurs personnages, emblématiques de leur temps ou de la nature humaine; eux aussi ont nourri leur prose de leur maîtrise du droit et des affaires que leur ont enseignés leur sens aigu des hommes – ou les avanies de leurs propres existences! Gotthelf connaît tout sur le droit des faillites pour avoir ausculté la misère des paysans bernois, Balzac pour avoir fréquenté les huissiers de justice lancés à ses trousses.

A l'image de ces deux génies, Gotthelf narre un monde où, par l'art, l'individu et la société se révèlent dans leur immanence. Mais Gotthelf, contrairement à ses illustres collègues, se veut un politique, au sens plein du terme. Au-delà des silhouettes qu'il dessine, c'est le monde dans lequel ils évoluent qui l'intéresse. Pour lui, l'autopsie doit déboucher sur l'action immédiate.

Cette appétence pour la politique, la fantastique édition des écrits politiques de Gotthelf, qui rédige déjà pour la presse alors qu'il se nommait encore Albert Bitzius, la démontre à merveille. Mais ce qu'éclairent ses 155 articles recensés (dont 24 sans preuve absolue), et que confirme la remarquable postface de Barbara Mahlmann-Bauer, c'est que l'on ne peut saisir Gotthelf dans sa complexité, dans sa richesse, sans passer obligatoirement par le Bitzius qui manie avec talent la polémique, ce jeune pasteur et futur littérateur impliqué dès 1828 dans la véritable guérilla journalistique que se livrent les patriciens reclus dans leurs illusions et les libéraux conduits par les frères Schnell. Bitzius a choisi son camp: il sera libéral; son rôle dans la fondation de la Société de Zofingue avait déjà annoncé la couleur.

La Révolution française, avec ses effets à la fois paradoxaux et traumatisants, ne constitue certes pas un modèle. Ce que Bitzius condamne avant tout, c'est l'aveuglement des classes dirigeantes, persuadées que la Restauration leur a accordé une sorte de blanc-seing pour l'éternité. Leur incompréhension des enjeux à l'œuvre après la chute de Napoléon le sidère: les gens attendaient des réformes que le patriciat a niées au nom d'une parenthèse révolutionnaire qu'il croyait naïvement refermée depuis le Congrès de Vienne. Pour Bitzius, pareille méconnaissance de l'esprit du temps mérite sanction: il n'abandonnera plus les frères Schnell et participera avec eux à l'aventure du Berner Volksfreund, fondé en janvier 1831. A ce journal, il donnera la majorité de ses «papiers» comme autant de fragments de son œuvre à venir. Barbara Mahlmann-Bauer, qui dans sa postface pose les fondements d'une histoire de la presse bernoise au XIXe siècle, montre combien son œuvre journalistique est consubstantielle à ses romans, combien ceux-ci demeurent incompréhensibles sans ceux-là. C'est dans la matrice journalistique que fermentent ses tableaux littéraires du Berne de son temps. Son œuvre s'affirme résolument politique: l'art se met au service du discours.

Cette approche fait de Bitzius, dont la plume sarcastique provoque de plus en plus de ravages au fur et à mesure que sa notoriété d'écrivain croît, un allié, pour les Schnell, fidèle mais aussi incommode. Sur les thèmes qui lui sont chers, comme l'éducation ou la question de la pauvreté, jamais son attention et son sens critique ne s'effacent devant sa foi libérale ou celle de ses amis de Berthoud. Et il reste néanmoins à leurs côtés lorsque le vent politique tourne, en 1838, après l'affaire Louis-Napoléon. Leur attitude jugée peu patriotique envers les exigences de la France fait remonter à la surface le caractère inabouti des réformes qu'ils ont initiées. Ils accompagneront ensemble le déclin du régime libéral, attaqué par les radicaux de Stämpfli et des frères Snell, dont Bitzius ne cachera jamais la haine qu'ils lui inspirent. Un régime que les palinodies de Neuhaus ne sauveront pas.

Bitzius/Gotthelf parachève son passage du libéralisme, dont il était devenu l'un des porte-drapeau, au conservatisme, qu'il aidera à vaincre, en 1850. Non qu'il ait renié ses principes libéraux, mais autant il les jugeait menacés par l'impéritie de l'oligarchie au pouvoir, autant il les estime condamnés par la démagogie radicale. Ecrivain politique, épris d'un libéralisme guidé par des valeurs morales et chrétiennes qui sous-tendent depuis toujours sa pensée, Bitzius sublime son génie littéraire par une inextinguible ambition politique. Barbara Mahlmann-Bauer et son équipe, Marianne Derron, Ruedi Graf et Norbert Wernicke, doivent être loués d'avoir conduit ce travail titanesque. Leur travail minutieux, agrémenté d'un grand luxe de détails (chaque article est replacé dans son contexte singulier), apporte une contribution majeure à la connaissance de l'histoire politique suisse et de sa si riche pensée politique, hélas souvent ignorée.

Olivier Meuwly, Lausanne

Einwohnergemeinde Aarwangen (Hrsg.):
Lebendige Geschichte. Aarwangerinnen und Aarwanger erzählen.
Festschrift zur 800-Jahrfeier Aarwangen.
Aarwangen: Böhlen Druck AG 2012, 47 S.

Anlässlich der 800-Jahrfeier 2012 hat die Einwohnergemeinde eine Festschrift herausgegeben, die schlank daherkommt, dabei aber durchaus Lesenswertes aus unterschiedlichen Blickwinkeln präsentiert. Nebst den für Festschriften üblichen Grussworten und präsidialen Reflexionen zum Woher und Wohin bietet das Heft Zugaben, die Leserin und Leser durchaus zu schätzen wissen werden. Um das Augenfällige vorwegzunehmen: Die sorgfältige fotografische Begleitung der Texte bringt auf der Bildebene zum Ausdruck, worauf die Texte zielen. Die Detailaufnahmen von Bauwerken rücken auf

den ersten Blick Unscheinbares in den Fokus und regen zum aufmerksamen Hinsehen in der eigenen Lebenswelt an.

Herzstück der Schrift sind die Erinnerungsgespräche, die die Historiker des Büros *Satz & Sätze* mit einer alteingesessenen Aarwangerin und zwei Aarwangern führten. In den Schilderungen und Erinnerungen von Fabrikarbeiterin und Satus-Mitgründerin Alice Leuenberger, Landwirt Peter Gerber und Lehrer Werner Lüdi wird die jüngste Geschichte auf anschauliche Weise greifbar. Die Aufzeichnungen folgen den Lebensstationen und verschiedenen Themen, die für die Befragten prägend waren: Kinder- und Jugendzeit, Ausbildung, Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Leben und Arbeiten, Engagement in Politik und Vereinen, Berufstätigkeit, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen in Aarwangen. Zum besseren Verständnis werden die Interviews teilweise mit historischen Hintergrundinformationen ergänzt. Die Schilderungen der Zeitzeugen machen am Beispiel der Landwirtschaft, der ortsansässigen Industriebetriebe wie der «Porzi» (Porzellanfabrik Langenthal) und des Schulwesens die grossen Entwicklungen in der Arbeits- und Lebenswelt des 20. Jahrhunderts sichtbar. Die Erinnerungsgespräche sind das Resultat mehrerer Interviews: Diese wurden von den Historikern zu authentischen Kondensaten persönlicher Erinnerung verarbeitet, die die Erzählenden gleichzeitig sensibel porträtieren.

Den Blick zurück auf die Entstehung Aarwangens macht der Historiker Daniel Möri. Wie kommt es, dass man in Aarwangen 1967 das 700-jährige Bestehen feierte und nur 57 Jahre später die 800-Jahrfeier? In seinem Beitrag zur «Suche nach dem tatsächlichen Alter des Dorfes Aarwangen» weist Daniel Möri darauf hin, dass das der 700-Jahrfeier von 1967 zu Grunde liegende Ersterwähnungsjahr von 1267 punkto Datierung überholt ist. In einer kleinen quellengeschichtlichen Auslegeordnung anhand dreier Dokumente aus dem Staatsarchiv Luzern[1] zeigt Daniel Möri auf, dass für Aarwangen ältere Quellen herangezogen werden können. Die früheste urkundliche Erwähnung – nicht Aarwangens, aber der «von Aarwangen», eines kyburgischen Ministerialengeschlechts des 13. bis 14. Jahrhunderts mit Sitz auf der gleichnamigen Burg – datiert auf den Zeitraum zwischen 1194 und 1212: In den Urbarien des 1194 gegründeten Klosters St. Urban werden Burkhart von Aarwangen und dessen Tochter Ita im Zusammenhang mit einer Schenkung an das Kloster genannt. «Berchtoldus miles de Arwangen» tritt in einem zweiten Dokument aus dem Jahr 1251 auf. 1255 folgt dann als dritte Quelle das früheste Dokument, in dem Aarwangen als «villa», also als Dorf, angeführt wird. Daniel Möri weist darauf hin, dass Aarwangen somit «streng genommen» erst in diesem jüngsten der von ihm angeführten Dokumente als Dorf gesichert und daher im Jubiläumsjahr 2012 «mindesten 757 Jahre alt» sei. «In Kenntnis der ganzen Problematik» habe der Gemeinderat beschlossen, die «erste der drei urkundlichen Erwäh-

nungen einer Feier 800 Jahre Aarwangen zu Grunde zu legen.» Bei so viel Festfreude darf man lobend das Geschichtsbewusstsein der Gemeinde erwähnen, ohne das die Festschrift in dieser Form nicht zustande gekommen wäre. Es bleibt mit der Projektleiterin des Büros *Satz & Sätze* zu hoffen, dass das bislang Entstandene den Grundstein legt zur Erarbeitung einer Ortsgeschichte Aarwangens.

Sarah Pfister, Münsingen

[1] Daniel Möri folgt in seinen Ausführungen den Einträgen im Historischen Lexikon der Schweiz.

Jost, Kathrin: Konrad Justinger (ca. 1365–1438): Chronist und Finanzmann in Berns großer Zeit.
Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2011 (Vorträge und Forschungen, Sonderbd. 56). ISBN 978-3-7995-6766-4.

Die in Betreuung des nunmehr emeritierten Berner Ordinarius Prof. Dr. Rainer C. Schwinges entstandene Dissertation von Kathrin Jost untersucht den für die Historiografie der Stadt Bern bedeutenden Chronisten Konrad Justinger; seine Darstellung der Geschichte der Stadt Bern hat die nachfolgenden Berner Chroniken in starkem Masse beeinflusst. Darüber hinaus spielte Justingers Chronik aber auch für die im Laufe des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstehende eidgenössische Geschichtsschreibung eine massgebliche Rolle, indem seine Chronik durch die verschiedensten Geschichtsschreiber rezipiert wurde und in eigene historische Werke einfloss. Die Bedeutung von Justingers Chronik und seiner Darstellung der Innerschweizer «Befreiungsgeschichte» für die Ausbildung der eidgenössischen «Befreiungstradition» wurde jüngst auch im Rahmen der neuen Schwyzer Kantonsgeschichte untersucht.[1]

Kathrin Jost gliedert ihre umfangreiche, auf fundierten Quellenkenntnissen fussende Studie einerseits in eine Darstellung von Konrad Justingers Leben und andererseits in Justingers massgebliches Werk, seine von ihm im Auftrage des Berner Rates verfassten ersten «amtlichen» Chronik der Stadt Bern von den Anfängen der Aarestadt bis in Gegenwart des Chronisten. Im ersten Teil schildert die Autorin nach einer ausführlichen Besprechung des Forschungsstandes und der Quellenlage die Herkunft und Ausbildung des vermutlich aus dem niederadligen Geschlecht der Herren von Justingen stammenden Protagonisten ihrer Darstellung, wobei sie im Gegensatz zur älteren Forschung die Abstammung nicht aus der süddeutschen Stadt Rottweil vermutet, sondern diese aus einer Nebenlinie der Familie herleitet, welche im Laufe des 14. Jahrhunderts aus der Gegend um Rottweil in die Region des Breisgaus abgewandert war. Über die Ausbildung Justingers lässt sich aufgrund der Quellenlage nur wenig herausfinden,

wobei Jost die durch die frühere Forschung postulierte Lehrzeit beim bekannten Strassburger Chronisten Jakob Twinger von Königshofen als wenig wahrscheinlich ansieht. Seit ungefähr um 1390 war Justinger in Bern in städtischen Diensten, sprich in der sich ausbildenden städtischen Kanzlei, tätig; in verschiedenen Urkunden wie Schuldbriefen, Kaufverträgen oder Lehensbriefen lässt sich seit dieser Zeit gemäss den Erkenntnissen von Jost seine Hand feststellen. Die in der früheren Forschung angenommene grosse Bedeutung Justingers für den Innovationsschub der Berner Kanzlei um 1400 relativiert Jost aufgrund umfangreicher Handschriftenvergleiche: Zwar hat er ein neues Satzungenbuch angelegt und seine Handschrift lässt sich auch im Freiheitenbuch ausmachen. Auch in anderen Archivalien wie beispielsweise dem Testamentenbuch lässt sich seine Hand feststellen. Doch die angeblich so bedeutende Stellung, welche gemäss älterer Forschungsmeinung Justinger in der Berner Verwaltung gespielt haben soll, lässt sich nicht mehr länger halten. Gestützt wird diese Annahme durch die Tatsache, dass der 1399 zum Stadtschreiber ernannte Justinger dieses Amt nur gerade mal ein Jahr ausübte. Immerhin wurde er auch nach dem Ausscheiden aus dem Stadtschreiberamt wiederholt für städtische Missionen eingesetzt: So war er beispielsweise in der Kommission, welche den Besuch König Sigismunds 1414 in der Reichsstadt Bern vorbereitete. Seine letzten Lebensjahre verbrachte der 1438 verstorbene Justinger in Zürich, wo er in bereits fortgeschrittenem Alter mit der Zürcherin Anna Wirz die Ehe einging und sogar noch zwei Kinder zeugte. Aus welchen Gründen Justinger an seinem Lebensabend der Aarestadt den Rücken zugekehrt hat, kann auch Jost aufgrund der dürftigen Quellenlage nicht schlüssig klären. Immerhin lässt sich eine gewisse Verbitterung Justingers gegenüber Bern aus den erhaltenen Quellen vermuten, indem er trotz seiner geleisteten Verdienste als von auswärts Stammender nicht in die kommunale Gemeinschaft Berns integriert wurde.

Im Anschluss an die Schilderung von Justingers Leben wird ausführlich auf dessen Berner Chronik eingegangen, wobei Jost die durch Justinger benutzten Quellen, den Aufbau wie den Inhalt und die Überlieferung und Wirkung dieses Werkes behandelt. Dabei bleibt sie aber im konventionellen Rahmen und übernimmt weitgehend die bisherigen Forschungsmeinungen. Im Anhang finden sich neben Abbildungen von durch Justinger geschriebenen Texten auch verschiedene Tabellen, unter anderem die Chronik wie auch die durch Justinger ausgestellten Urkunden betreffend.

Kritisch zu vermerken ist, dass das Werk trotz der im Buchtitel erwähnten Hervorhebung Justingers als «Chronist und Finanzmann» hauptsächlich den Chronisten behandelt, was aufgrund der Bedeutung der Chronik durchaus angemessen erscheinen mag, während Justingers Aktivitäten als Finanzmann nur am Rande behandelt werden. Tatsächlich stellen sich denn auch Zweifel ein, inwiefern Justinger als «Finanzmann»

bezeichnet werden kann und die durch ihn getätigten Finanzgeschäfte nicht einfach als finanzielle Transaktionen zu gelten haben, welche Angehörige höherer Gesellschaftsschichten pflegten, um ihren Lebensunterhalt mittels Rentengeschäften und anderer finanzieller Unternehmungen abzusichern. Störend wirken auch verschiedene Wiederholungen; eine Straffung des Textes hätte der Arbeit gutgetan.

Trotz dieser einzelnen Monita ist die sorgfältige, mit grosser Quellenkenntnis geschriebene Untersuchung eine sehr wichtige Arbeit, an welcher die künftige Forschung, speziell über die chronikalische Historiografie im Gebiet der heutigen Schweiz, aber auch darüber hinaus, nicht vorbeigehen kann.

Oliver Landolt, Schwyz

[1] Geschichte des Kantons Schwyz, Bd. 2: Vom Tal zum Land 1350, hrsg. v. Historischen Verein des Kantons Schwyz, Schwyz/Zürich 2012, S. 65–121, hier S. 93.

Jud, Peter; Ulrich-Bochsler, Susi: Bern, Reichenbachstrasse. Neue Gräber aus dem latènezeitlichen Oppidum auf der Engehalbinsel.
Bern: Rub Media 2014. 195 S. ISBN 978-3-907663-37-0.

Müller, Felix; Stapfer, Regine: Die Funde aus La Tène im Bernischen Historischen Museum (11. Band der Schriften des Bernischen Historischen Museums).
Bern: Stämpfli 2013. 112 S. ISBN 978-3-9523269-8-5.

Die jüngere Eisenzeit (5.–1. Jh. v. Chr.), auch La-Tène-Zeit genannt, ist zusammen mit der anschliessenden römischen Periode eine zwar bekannte, aber noch nicht genügend gut erforschte historische Epoche. Auf der Engehalbinsel (entgegen der Aarehalbinsel, wo die Zähringer später die mittelalterliche Stadt gründeten) begann sich vor über 2200 Jahren eine Siedlung mit Wohn- und Wirtschaftsbereichen (in der Fachsprache Oppidum genannt) zu entwickeln, bevor gut drei Jahrhunderte später der römische Vicus Brenodurum an gleicher Stelle die keltische Kultur ablöste. 1999 wurde an der Reichenbachstrasse 87 in Bern ein Bauvorhaben in Angriff genommen, das die Archäologen mobilisierte. Schliesslich rettete man dort 36 teils an Beigaben reiche Körpergräber. Ein interdisziplinäres Team hob den Schatz und erstellte eine interessante Publikation dazu. Eine etwas aufwändigere Sicherung der erhaltenen Strukturen hatte sich auch darum aufgedrängt, weil Bern-Reichenbachstrasse nach Lausanne-Vidy (30 Gräber, 1989/90) erst der zweite Ort auf dem Gebiet der Schweiz ist, wo in jüngerer Zeit ein grösseres keltisches Gräberfeld ans Tageslicht gebracht wurde.

Interessant sind bereits die Gräber, die im Detail beschrieben und abgebildet werden. Thematisch schliesst sich den Kapiteln 2 und 3 das Kapitel 7 (Grabritus und Bestattungssitten) und das Kapitel 8 (Das gesamte Gräberfeld an der Reichenbachstrasse) an. Reicher für die Sinne sind hingegen die Grabbeigaben. Von 55 Fibeln sind sieben aus Bronze und von verschiedenem Typ. Alle übrigen Fibeln sind aus Eisen und nur drei Typen zuzuordnen. Hübsch anzusehen sind auch die Armringe aus farbigem Glas, Hohlblech (Eisen), glatt oder als Spirale gedreht, Fingerringe, Ringperlen, Anhänger oder ein Kettchen. Zu diesen Objekten gibt es vergleichbare Stücke in anderen Regionen der Schweiz. Die Grabbeigaben haben auch zur Chronologie der Funde beigetragen, bei der man sich auf die Jahre 160 bis 125 vor Christus geeinigt hat. Die zwanzig Keramikfunde aus verschiedenen Gräbern umfassen einige schön dekorierte Stücke. Leider geben auch sie das Geheimnis, was die Gefässe zur Zeit der Grablegung beinhaltet hatten, nicht preis. Die meisten Stücke sind wohl lokaler Provenienz, unter ihnen vermutet man allerdings auch seltenere, importierte Ware.

Vierzehn antike Münzen und eine aus der Neuzeit wurden bei den Ausgrabungen zutage gefördert. Bis auf den Berner Kreuzer und eine Münze als Massilia sind sie alle keltischer Herkunft. In vier von sechs Gräbern fanden sich die Münzen im Mund der Bestatteten. Interessant sind verschiedene Münzen, die man bis anhin nur seit einem Fund vom Grossen St. Bernhard, einem Fund aus Lausanne-Vidy und später einem Fund aus Sion kannte. Dieser Typ Münze, heute Bern-Enge genannt, trägt auf der einen Seite einen stilisierten Kopf und auf der anderen Seite einen Stern mit sechs Hauptstrahlen und kleineren Strahlen und Kugeln an den Enden der Hauptstrahlen. Münzen hatten in keltischer Zeit mehr eine soziale Funktion, als dass sie Zahlungsmittel bei wirtschaftlichen Transaktionen waren. In Mitteleuropa sind derzeit erst zwei weitere Funde solcher Münzen als Grabbeigaben bekannt.

Von Interesse sind auch die Textilien und die übrigen organischen Reste (Holz, Haut und Knochen von Menschen und Tieren). Die schwierig zu bergenden Textilien, schwierig, weil fortgeschritten oxidiert und darum rasch zerfallen, waren alle aus Wolle mittelfeiner Qualität. Auch sie sind vergleichbar mit bereits bekannten Funden. Die Tierknochen aus der Grabung Reichenbachstrasse stellen Schlacht- oder Speiseabfälle dar. Es sind 150 Knochen im Gesamtgewicht von 730 Gramm. Unter allen bestimmbaren Knochen stammt die Hälfte vom Hausschwein, ein Drittel vom Hausrind und der Rest von Schafen und Ziegen. Knochen in drei Gräbern waren wohl Grabbeigaben, die übrigen sind eher zufällig (wohl beim Zuschütten der Gräber) zu den menschlichen Knochen zu liegen gekommen.

Die Analyse Letzterer im Kapitel 5 stammt aus der Feder der Anthropologin Susi Ulrich-Bochsler. Das Fazit ihrer Untersuchungen war, dass die dort beerdigten Men-

schen, einmal abgesehen von der Kindersterblichkeit, keine allzu schlechten Lebensbedingungen hatten, dass die Abrasivspuren an den Zähnen allerdings den Schluss nötig machten, die Nahrung der «Urberner(innen)» sei eine konsistenzhaltige und harte gewesen.

Die Publikation bestätigt im Wesentlichen den Wissensstand, bereichert aber gleichwohl das Bild über die Kelten in Bern. Das Buch präsentiert sich in der soliden Art, wie wir es vom Archäologischen Dienst in den vergangenen Jahren gewohnt waren: Kurze Kapitel, gut illustriert mit Zeichnungen und Fotos, Diagrammen und Karten, Zusammenfassungen, Literaturliste und Katalog.

Die Geschichte der Funde aus La Tène selbst, die der Epoche den Namen gegeben haben, ist im 11. Band der Schriften des Bernischen Historischen Museums dargestellt. Die Entdeckung einer stattlichen Anzahl von Schwertern und Schwertscheiden, Lanzenspitzen, Haken, Ringen, Koppeln, Nabenringen, Trensen, Fibeln und diversen Werkzeugen und Geräten am Ausfluss der Zihl aus dem Neuenburgersee im Jahr 1857 war nach der Bergung des Massenfundes im Oppidum auf der Engehalbinsel in Bern 1849 und der Freilegung der neolithischen Siedlungsreste in Meilen (ZH) 1854 das dritte grosse Ereignis in der Erforschung der Geschichte der Kelten in der Schweiz. Viele Fundstücke wurden nach ihrer Bergung zu Handels- oder Tauschware und verteilten sich über viele Museen im In- und Ausland und gerieten auch in die Hände von Privatpersonen. 132 Stücke kamen vornehmlich durch die Initiative der Konservatoren Adolph von Morlot (vor 1867) und Edmund von Fellenberg sowie des Hauswarts und Sammlungskustos der Stadtbibliothek, Eduard von Jenner, erst in ihre Hände und schliesslich als Schenkung in die Sammlung der Altertümer in Bern (damals Antiquarium genannt). 1894 gingen sie an das Bernische Historische Museum über. Das Buch stellt den Umfang und die Umstände, wie die Sammlung entstanden ist, in Text und Bild dar.

Walter Thut, Muri b. Bern

Matter, Sonja: Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960).

Zürich: Chronos 2011. 424 S. ISBN 978-3-0340-1094-8.

Sonja Matter hat ein wichtiges Buch verfasst. Sie widmet sich in ihrer Dissertation der Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Forschungen zu Integration und Ausschluss, zu staatlichen und parastaatlichen Massnahmen gegenüber wirtschaftlich und sozial Schwachen, gegenüber Personen, die jeweils in der Zeit geltende Normen verletzten, haben in den letzten Jahren

immer wieder zum Blick auf das Handeln fürsorgerisch Tätiger geführt und die Frage nach deren Legitimation, handlungsanleitenden Vorstellungen und handlungsermächtigenden Diskursen und Institutionen aufgeworfen.

Diesen Akteuren, die heute als solche der Sozialen Arbeit bezeichnet werden, nähert sich Sonja Matter über das Paradigma der Professionalisierung und zeigt, wie sich aus einem Neben-, Mit- und Gegeneinander unterschiedlichster Akteursgruppen seit Ende des 19. Jahrhunderts eine Strukturierung der gesellschaftlichen Tätigkeit im Interesse des Verständnisses von Armut, ihrer Bekämpfung bzw. der Linderung ihrer Folgen entwickelte. Professionalisierung meint dabei die Herausbildung einer eigenen Berufsgattung und ihrer gesellschaftlich eigenständigen Zuständigkeit für ein bestimmtes Handlungsfeld. Damit verbunden ist die wissenschaftliche Erfassung desselben, das Recht und die Möglichkeit, den beruflichen Nachwuchs in eigenen (beruflichen tertiarisierten) Schulen auszubilden und selbst zu definieren, welches die Wissens- und Könnens-, aber auch die ethischen Standards dieses Berufs zu sein haben, sowie die Kraft, sich dank des eigenen professionalisierten Wissens und Könnens gegenüber konkurrierenden Akteuren zu behaupten. Die Untersuchung des Professionalisierungsprozesses in der Sozialen Arbeit in der Schweiz strukturiert Sonja Matter weiter mit den Untersuchungskategorien Geschlecht, internationaler Austausch und Umgang mit theoretischen und methodischen Grundlagen der Sozialen Arbeit.

Ihr Buch ist in drei Teile gegliedert, die den Untersuchungszeitraum teilt in Anfänge, in die Zeit der Zwischenkriegszeit und in die beginnende Nachkriegszeit. Die Kapitel dieser Teile orientieren sich an den oben genannten Kategorien. Sie werden jeweils mit einem knappen zusammenfassenden Text abgeschlossen. Dies wie auch die schlanke, klare Sprache machen das Buch zu einem Lesegenuss, bei dem sich die Inhalte gut strukturiert in die eigenen Wissensbestände einordnen lassen.

Im ersten Teil stellt die Autorin dar, dass es seit den Anfängen im Wesentlichen zwei unterschiedliche Gruppen von Akteuren gab, die sich in der Sozialen Arbeit betätigten: zum einen (meist) bürgerliche Frauen und Frauenorganisationen und zum anderen Verantwortliche öffentlicher Fürsorgeinstitutionen, anfänglich insbesondere die «Armenpfleger». So thematisiert sie in einem Kapitel die Entstehung der sozialen Frauenschulen aus der Fürsorgetätigkeit der bürgerlichen Frauenbewegung heraus. Sie schreibt es einigen wichtigen Persönlichkeiten, die sich auch mittels Studien- und Arbeitsaufenthalten in England und den USA mit neuen Strömungen der Sozialen Arbeit wie etwa der *Settlement*-Bewegung vertraut gemacht hatten, zu, dass eine erste Institutionalisierung der Beschäftigung von Frauen mit und in der Sozialen Arbeit möglich wurde. Sie geht dabei davon aus, dass von Anfang an neben den sozialen Anliegen das Bemühen, Frauen ein geschlechtsspezifisches Berufsfeld zu eröffnen und gegen Ansprüche kon-

kurrierender Männer zu verteidigen, ein wichtiger Motor für die Professionalisierung der weiblichen Sozialen Arbeit war, eine Interpretation, die auch schon für nordische Entwicklungen geltend gemacht wurde.

Während die sozialen Frauenschulen der institutionelle Ausdruck des weiblichen Engagements in der Professionalisierung der Sozialen Arbeit darstellten, bemühten sich entsprechend tätige Männer darum, die Ausbildung für Soziale Arbeit an den Universitäten zu etablieren, was nicht nur die Soziale Arbeit als Gegenstand eines wissenschaftlich bearbeiteten Wissensfeldes definiert, sondern auch den Männern ein Übergewicht in der Professionalisierung verschafft hätte. Die angefragten Universitäten vertraten dann und noch lange die Auffassung, Soziale Arbeit entspreche nicht einer universitären Wissenschaftsdisziplin, sondern gehöre an eine Institution der beruflichen Ausbildung. Sie schrieben damit ein Verständnis von Sozialer Arbeit fort, in welchem diese selbst nicht Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung ist, sondern vielmehr wissenschaftlich erarbeitete Wissensbestände anderer Disziplinen aufnimmt und weitervermittelt.
Sonja Matter vertritt im zweiten Teil, zu den Entwicklungen der Zwischenkriegszeit, die Auffassung, dass die sozialen Frauenschulen und die in ihnen aktiven Dozentinnen und Schulleiterinnen eine in der Zeit moderne, in internationalen Netzwerken diskutierte Konzeption von Armut und von Sozialer Arbeit entwickelten. Sie folgten den Vorstellungen der Fürsorge als Einzelfallhilfe, bezogen aber – wie die frühe Einzelfallhilfe überhaupt – auch strukturelle Armutsrisiken bzw. -ursachen in die Analyse mit ein. Dagegen sieht sie in den Armutsdiskursen der Schweizerischen Armenpflegerkonferenzen, die von den staatlichen bzw. kommunalen Fürsorgeverantwortlichen (Amtsvormundschaften, Fürsorgedirektionen, u.a.m.) dominiert waren, eine die Hilfsbedürftigen stark pathologisierende, paternalistische Tendenz.

Daneben macht sie aber auch deutlich, dass die sozialen Frauenschulen mit ihrer Verpflichtung auf die soziale Mütterlichkeit durchaus eine «Doppelqualifikation» für ihre Absolventinnen anstrebten, indem rund die Hälfte gar nie in der Sozialen Arbeit tätig wurde, sondern offenbar die Schule als vertiefte Ausbildung für eine bürgerliche Hausfrauenarbeit und -stellung absolvierte. Dies hatte für das Ausbildungsprogramm allerdings professionalisierungshemmende Wirkung: Die Fächer waren sehr breit angelegt und dienten nur teilweise einem eigentlich professionalisierten Wissen und Können von Sozialarbeiterinnen (Fürsorgerinnen, Tuberkulosefürsorgerinnen, Heimpersonal, u.a.m.). Gleichzeitig sicherte diese doppelte Ausrichtung die Schulen finanziell mit und half, eine intensive Arbeit in internationaler Vernetztheit im Interesse der Weiterentwicklung der Sozialen Arbeit zu betreiben. Interessanterweise trieb auch die katholisch ausgerichtete Luzerner Schule diese Ausrichtung voran und blieb punkto professioneller Weiterentwicklung nicht hinter den übrigen Schulen zurück. Allerdings brach

dieser internationale Kontakt in der zweiten Hälfte der 1930iger-Jahre und während des Krieges zusammen. Sonja Matter gelingt es, zu zeigen, dass diese Isolation durchaus negative Auswirkungen auf die Theorie- und Methodendiskussion in den Gremien der Sozialen Frauenschulen hatte.

Im dritten Teil widmet sie sich den Entwicklungen nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie zeigt, dass die internationalen Beziehungen bzw. das Netzwerk schnell und mit Nachdruck erneuert wurden, dass die Schweizerinnen aber auch zu jenen Europäerinnen gehörten, die sich früh und stark an den Austauschprogrammen der Vereinten Nationen beteiligten. Sie wurden damit mit einer menschenrechtlich reflektierten Sozialen Arbeit vertraut, die im starken Kontrast zu den in der Schweiz in den davorliegenden zwei Jahrzehnten praktizierten Konzepten stand, bei denen die Verletzung von Grundrechten häufig bzw. systematisch gewesen waren (insbesondere Anstaltsversorgungen und Fremdplatzierungen).

Neue Konzepte wie die *Casework*-Methoden wurden rezipiert, stiessen aber wegen deren starker Orientierung an psychoanalytischen und psychotherapeutischen Ansätzen durchaus nicht auf ungeteilte Akzeptanz.

Neben der inhaltlichen Neuorientierung wandelte sich auch die Ausbildung der Sozialen Arbeit. Die Frauenschulen öffneten, unter dem Einfluss der in Bewegung geratenden Geschlechterrollen, aber auch aus finanziellen Gründen, die Ausbildungsgänge konsequenter für Männer und verabschiedeten ihre ideologische Grundlage der sozialen Mütterlichkeit. Der Preis dafür war, dass sich an den Schulen Verhältnisse wie in der gesamten Gesellschaft herstellten: Die Schulen bekamen männliche Schulleiter, ohne dass die Schulen eine hohe Attraktivität für männliche Schüler erlangten. Diese sahen vielmehr im neuen Ausbildungsgang an der Universität Fribourg, der den Durchbruch für eine professionalisierte und tertiarisierte Wissenschaftsdisziplin Soziale Arbeit brachte, eine attraktivere Ausbildungsmöglichkeit.

Sonja Matters Buch liefert eine schlüssige Darstellung der Entwicklung der Professionalisierung der Sozialen Arbeit zwischen 1900 und 1960. Der Fokus auf der Kategorie Geschlecht, auf der Internationalität und auf der Methodendiskussion hat sich als äusserst gewinnbringend erwiesen. Es ist zu wünschen, dass eine weitere Arbeit die jüngere Geschichte der Sozialen Arbeit angehen wird, um in ähnlich strukturierender Weise die weitere Entwicklung analytisch zu durchdringen. Dies wird dann ermöglichen, dass Themen, die hier angesprochen wurden, in weiteren Untersuchungen vertieft angegangen werden können. Dabei könnten dann auch da und dort Nuancen und Zwischentöne in den Entwicklungen, die hier vielleicht doch etwas zu kurz kommen mussten, herausgearbeitet werden. Denn an einigen Stellen musste im Interesse klarer Entwicklungslinien auf intensivere Auseinandersetzungen verzichtet werden, etwa darüber, was

denn nun über die Zeit hinweg als der eigentliche Gegenstand der Wissensdisziplin Soziale Arbeit definiert worden ist, welche Grundlagen diese Definitionen haben und wie sich die verändernden Methoden auf die theoretischen Überlegungen beziehen – Themen, die angerissen wurden, aber doch nur soweit, dass die Leserin gerne mehr erfahren würde.

Die Befunde von Sonja Matter verdienen es, in weitere Zusammenhänge gestellt zu werden: etwa in die transnationale Entwicklung der Sozialen Arbeit, die ja in ihrer Untersuchung verschiedentlich angesprochen wird; dann aber auch in eine allgemeine schweizerische Geschichte des 20. Jahrhunderts mit dem Fokus auf Transnationalität und Abschottung, für den sie wichtige beispielhafte Aussagen liefert. Mit Sicherheit aber verdienen es das Werk und die künftigen Sozialarbeitenden, dass es zur Pflichtlektüre in der Ausbildung wird.

Béatrice Ziegler, Aarau und Zürich

Museum für Kommunikation, Kurt Stadelmann (Hrsg.): Pöschenried-Briefe. Eine Familiengeschichte aus dem Simmental (1921–1952).

Schriftenreihe des Museums für Kommunikation. Zürich: Chronos Verlag 2014. 303 S. ISBN 978-3-0340-1235-5.

Geschilderte Einblicke in das Leben einer Berner Oberländer Bergbauernfamilie wären an und für sich nichts Aussergewöhnliches; unzählige, in einem kargen Bergtal gelegene kleine Gütlein kannten zwischen 1921 und 1952 den alltäglichen Existenzkampf, um zu überleben, schwere Schicksalsschläge in der Familie und dazu noch lange Abwesenheiten des Ernährers in der beruflichen Ausbildung oder im Aktivdienst des Zweiten Weltkrieges. Wenn da nicht die gesammelten, rund 250 Briefe vorliegen würden, die diese schwierigen Jahre der Familie Schläppi minutiös und zeitgemäss dokumentierten.

Aussagekräftig für die Lage der Bergbevölkerung dient diese Publikation als unprätentiöses Zeitdokument damaliger Schweizer Alltagsgeschichte. Der sozial engagierte Leser stellt sich nach kurzer Zeit die Frage, wie die Witwe, alleingelassen mit drei Kindern, diese immense Aufgabe zur Weiterführung eines Bauernbetriebes wohl bewältigt. Schon bald wird der Lesende mit der, damals wie heute, in Bergtälern üblichen nachbarschaftlichen Solidarität und Bereitschaft zur Hilfeleistung getröstet.

Mögen sie nun Schlunegger, von Bergen, Kehrli oder von Känel heissen: dieses Mal sind es, stellvertretend, die Freuden und Leiden der rechtschaffenen Schläppis, und die sind ebenso lesenwert.

Roger Cornioley, Meiringen

Nicoli, Miriam: Les savants et les livres. Autour d'Albrecht von Haller (1708–1777) et Samuel-Auguste Tissot (1728–1797).
Genève: Slatkine 2013. 368 S. ISBN 978-2-051025096.

Miriam Nicoli versucht in dem aus ihrer Dissertation hervorgegangenen Werk vor allem anhand von Korrespondenzen, den Alltag der Wissenschaftler der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in ihrem Umgang mit wissenschaftlicher Literatur zu rekonstruieren. Nicht selten zieht sie auch andere Quellen und insbesondere Metatexte in den Büchern selbst (Vorworte, Widmungen, Anmerkungen etc.) bei. Dabei stellt sie die beiden Protagonisten Albrecht von Haller und Samuel-Auguste Tissot ins Zentrum ihrer Untersuchungen, nicht ohne deren näheres wissenschaftliches Umfeld, besonders die Korrespondenten Charles Bonnet und Johann Georg Zimmermann sowie weitere Personen aus diesem Netzwerk, einzubeziehen.

Akribisch schaut sie den Protagonisten beim Lesen, Exzerpieren, Zusammenfassen, Schreiben und Publizieren, beim Suchen nach Informationen, beim Diskutieren und Verbreiten von Erkenntnissen über die Schulter. Anhand zahlloser Beispiele, die oft mit Zitaten illustriert werden, entwirft Miriam Nicoli ein plastisches Bild davon, wie die untersuchten Wissenschaftler die alltägliche Praxis des Lesens und Schreibens von Büchern bewältigen.

In einem ersten Kapitel geht es darum, wie Haller, Tissot und Co. sich einen Überblick über die stets wachsende wissenschaftliche Textproduktion zu verschaffen suchen. Neben Informationen von Briefpartnern ist man auf Buchhändler- und Bibliothekskataloge, Zeitschriften, Verweise in Büchern usw. angewiesen. Sodann müssen Strategien der Auswahl und Bewertung entwickelt und angewandt werden, um in der kaum mehr zu bewältigenden Bücherflut, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das mehr oder weniger gebildete Europa überschwemmt, die Spreu vom Weizen zu trennen. Was nach diesem Prozess als beachtenswert taxiert wird, soll möglichst schnell und kostengünstig in die Hände der Wissenschaftler gelangen. Wenn dann ein gewünschtes Werk endlich auf dem Schreibtisch des Gelehrten liegt, beginnt die eigentliche Arbeit des «professionellen Lesers»: Er muss sich Zeit und Raum schaffen (oft auf Kosten des «praktischen» Lebens, sprich der Erwerbsarbeit, der gesellschaftlichen und familiären Verpflichtungen und der elementaren menschlichen Bedürfnisse), um sich in die Materie vertiefen zu können. Er muss sich den Text möglichst schnell und zuverlässig aneignen, sich Notizen machen, das Wesentliche identifizieren, exzerpieren und mit bereits angelesenem und selbst erarbeitetem Wissen vergleichen.

Der «professionelle Leser» ist eben deshalb professionell, weil er das Gelesene für seine Profession, die Wissenschaft, fruchtbar einzusetzen gewillt ist. Die gelesenen Texte

mehren sein Wissen, schärfen seine Urteilskraft, weisen direkt oder indirekt auf falsche und fehlende Erkenntnisse hin und beflügeln ihn, am universalen Projekt der Wissensvermehrung mitzuarbeiten, d.h. weiterführende Überlegungen zu machen, Forschung zu betreiben und seine neuen Erkenntnisse für die «république des sciences» schriftlich festzuhalten.

Den Problemen in diesem Prozess widmet Miriam Nicoli das zweite Kapitel. Wiederum sind es zuerst lebensweltliche Hindernisse, die überwunden werden wollen. Zahlreiche berufliche, gesellschaftliche und private Aufgaben und Verpflichtungen erfordern ein gutes Zeitmanagement, um sich genügend Musse für den Schreibprozess zu verschaffen. Auch wissenschaftliche Querelen und Intrigen, Probleme mit Druckern, Verlegern und sonstigem «Hilfspersonal» kosten immer wieder viel Zeit. Zeit, die umso kostbarer ist, als man als Wissenschaftler nur wahr- und ernst genommen wird, wenn man viel und möglichst frühzeitig publiziert. Steht dann endlich eine erste Version des Textes, muss das Manuskript kopiert, überarbeitet, von Kollegen gegengelesen und als publikationswürdig unterstützt werden. Einen zuverlässigen und zahlbaren Kopisten zu finden, ist oft eine richtige Herausforderung. Gleichzeitig sollte man bemüht sein, in der Fachwelt ein Interesse und einen potenziellen Markt für das zu publizierende Werk zu schaffen, indem man bestehende (wissenschaftliche und gesellschaftliche) Netzwerke aktiviert oder neue knüpft, Allianzen schmiedet, Promotoren sucht (z.B. mit geeigneten Widmungen). Nicoli nennt dieses Vorgehen, das sie ausgeprägt bei der «nouvelle génération de savants» feststellt (der Tissot und Zimmermann angehören), eine «stratégie d'autopromotion sociale» (S. 142).

Die nächste anspruchsvolle Aufgabe besteht darin, das Manuskript zu einer Publikation zu bringen, wie Kapitel drei illustriert. Es gilt u.a., einen geeigneten Drucker-Verleger zu finden, dessen Ansprüche mit den eigenen abzugleichen, den Entstehungsprozess aktiv zu begleiten. Dazu gehört der ständige und oft konfliktreiche Kontakt zum Drucker-Verleger. Buchformat, Papier- und Druckqualität, Ausstattung, Preise und Entlöhnungen, Termine, Vertrieb und Administratives sind die Themen der Autor-Verleger-Beziehung. Nicoli demonstriert diesen Prozess exemplarisch an Tissots Traité des Nerfs und Hallers Elementa Physiologiae sowie zahlreichen weiteren Beispielen.

Ist das Werk endlich erschienen, droht weiteres Ungemach. Die Zensur, Plagiatoren, Raubdrucker und nicht zuletzt die Exponierung in der Öffentlichkeit können dem Autor zusetzen. Publizierte Arbeiten werden in der Wissenschaftswelt diskutiert, kritisiert, bisweilen diffamiert. Dies zwingt den Autor dazu, sich für sein Werk auch nach der Publikation zu engagieren. Er muss es verteidigen, rechtfertigen, Allianzen zu dessen Gunsten schmieden. Schliesslich geht es nicht nur um den Fortschritt der Wissenschaft, sondern auch um die Reputation des Autors als Wissenschaftler und damit im

Prinzip immer wieder um seine soziale und wirtschaftliche Existenz. Den vielschichtigen Wechselbeziehungen von Leser – Werk – Autor widmet Nicoli den letzten Teil dieses vierten Kapitels.

Im letzten Kapitel rückt der Umgang mit der Rezeption und dem Eigenleben einer Publikation zu Lebzeiten des Autors ins Blickfeld. Unter anderem geht es um bereits im vorhergehenden Kapitel erwähnte Problemfelder wie das Plagiat oder den Raubdruck, aber auch um Zusammenfassungen und insbesondere die Überarbeitungen und Ergänzungen. Dabei spielen der Austausch mit der Leserschaft – also der eigentliche wissenschaftliche Diskurs – sowie weitere eigene Forschungen ebenso eine Rolle wie wirtschaftliche Überlegungen. Alle diese Elemente kulminieren im Umfeld von Übersetzungen.

Eine Zusammenfassung, biografische Chronologien zu Haller, Tissot, Bonnet und Zimmermann, eine ausführliche Bibliografie (in der leider nur wenige deutschsprachige Arbeiten berücksichtigt sind) und ein Index vervollständigen Nicolis eindrückliches Werk, das sehr detailreich und akribisch Einblick in den «travail intellectuel à l'époque moderne» (S. 303) gewährt.

Als Kritikpunkt könnte man (abgesehen vom mangelhaften Lektorat, dem weder einige fehlende Zitatbelege noch die oft fehlerhaften Fussnoten hätten entgehen dürfen und das den Text mit dem Eliminieren von Wiederholungen hätte konziser und prägnanter machen können) anfügen, dass die Autorin die konkreten Beispiele oft bis ins letzte Detail ausführt. Sie begibt sich dabei wiederholt auf Nebengeleise und droht sich in der Materialfülle sowie den tollen Zitaten zu verlieren, wodurch sie die – methodisch intendierte – mikrohistorische Ebene auf Kosten der Makrohistorie fast überstrapaziert. Andererseits ist Letztere natürlich nur möglich und sinnvoll, wenn sie auf vielfältigem mikrohistorischem Erkenntnisschatz basiert. Und dieser ist nur zu haben, wenn Primärquellen gezielt und de profundis ausgewertet werden. Exemplarisch führt uns Nicoli das Potenzial solcher Quellen und ihrer Methode vor Augen. Insofern kann man nur wünschen, dass Nicolis Ansatz für weitere Figuren der Gelehrtenrepublik der Frühen Neuzeit angewendet wird und die daraus gewonnenen Erkenntnisse in Zukunft einmal synthetisiert werden.

Stefan Hächler, Bern

Rietmann, Tanja: «Liederlich» und «arbeitsscheu».
Die administrative Anstaltsversorgung im Kanton Bern (1884–1981).
Zürich: Chronos 2013. 381 S. ISBN 978-3-0340-1146-4.

Tanja Rietmanns Studie befasst sich mit der Geschichte der administrativen Anstaltsversorgung im Kanton Bern in den fast hundert Jahren, in denen dieses «fürsorgepoli-

tische Zwangsinstrument» (o. S.) zur Anwendung kam. Die Studie reiht sich ein in eine kleine Serie von Publikationen zur Versorgung sozial devianter Personen in der Schweiz, die in den vergangenen Jahren erschienen sind und einen regionalen Fokus haben.[1]

Das Buch gliedert sich in neun Kapitel und ist sowohl chronologisch als auch thematisch strukturiert. Im ersten Kapitel legt Rietmann die Fragestellungen, den theoretischen Bezugsrahmen, den Forschungsstand, die Quellen und den Aufbau der Arbeit dar. Die Ausführungen zum Stand der Forschung bieten einen sehr lesenswerten Überblick über die Geschichte von Einschliessungspraktiken und Anstaltsversorgung in Europa seit dem 16. Jahrhundert. Das erkenntnisleitende Interesse der Studie richtet sich darauf, wie im Kanton Bern «Diskurs und Praxis der administrativen Versorgung [...] ausgestaltet waren» (S. 13). Während der Diskursbegriff mit Verweisen unter anderem auf Michel Foucaults machttheoretische Überlegungen fassbar wird, wären eingehendere Erläuterungen zum der Untersuchung zugrunde liegenden Praxisverständnis – und allenfalls ebenso zum Verhältnis der beiden Konzepte – wünschenswert. Das zweite Kapitel behandelt die Einführung der administrativen Versorgung im Kanton Bern. Im Zentrum der Betrachtung steht das Gesetz betreffend Errichtung kantonaler Arbeitsanstalten, das 1884 in Kraft trat, und die vorgängigen Debatten im Grossen Rat. Weiter bietet das Kapitel auch einen informativen Überblick über die verschiedenen Vollzugseinrichtungen, die im Laufe der Zeit im Kanton Bern gegründet wurden. Besonders zu erwähnen gilt es ferner Rietmanns Ausführungen zu den titelgebenden Begriffen «liederlich» und «arbeitsscheu». Was diese «auszeichnete, war, dass sie allgemein und umfassend genug waren, um eine breite Palette sozial devianter Verhaltensweisen und Eigenschaften zu erfassen und auch neue Zeiterscheinungen integrieren zu können» (S. 45). Analysen dieser Art sind es nicht zuletzt, die die vorliegende Studie zu einem Lesevergnügen machen. Dies ist umso bemerkenswerter, als sich die Arbeit mit einem eher dunklen Kapitel der schweizerischen Sozialgeschichte befasst: Die administrative Versorgung war eine fürsorgerische Zwangsmassnahme, die in der Regel ohne richterliche Verurteilung beschlossen wurde und einen massiven Eingriff in die persönliche Freiheit der Betroffenen darstellte. Das dritte Kapitel nimmt die Ausweitung der Interventionsmöglichkeiten in den Blick, die sich im Zuge des Gesetzes über die Armenpolizei und die Enthaltungs- und Arbeitsanstalten ab 1913 eröffneten. Mit diesem Gesetz vergrösserte sich der Kreis der potenziell von einer administrativen Versorgung bedrohten Personen: «Während das ältere Arbeitsanstaltsgesetz lediglich vier Versorgungskategorien gekannt hatte, umfasste das Armenpolizeigesetz deren acht [...].» (S. 111) In den Kapiteln vier und fünf beschreibt Rietmann detailliert zwei Fallgeschichten, die eines Mannes und die einer Frau. Diese Fallbeispiele bilden, so könnte man sagen, das Herzstück des Buches. Bei der Auswahl der beiden Fälle wurde «darauf geach-

tet, exemplarische Erscheinungen herausarbeiten zu können» (S. 137). Vor diesem Hintergrund erstaunt allerdings ein wenig, dass es sich bei Frieda Berger[2] um eine «Ausnahmeerscheinung handelte, als sie sich mit aussergewöhnlicher Heftigkeit gegen ihre administrative Versorgung zur Wehr setzte» (S. 138) – ihr Fall ist somit, zumindest in dieser Hinsicht, gerade nicht exemplarisch. Die zwei Fallgeschichten werden sehr anschaulich rekonstruiert, mit vielen Zitaten aus den Personendossiers untermauert und immer wieder aufeinander bezogen. Sie dienen darüber hinaus in den folgenden Kapiteln zur Veranschaulichung. Die beiden Biografien stehen klar im Zentrum des Interesses. Sie werden nur am Rande mit Ausführungen zu weiteren Fällen ergänzt. Diese Konzentration ist der Stringenz der Erzählung sicherlich dienlich. Gleichzeitig ist die Einschränkung insofern ein wenig zu bedauern, als zusätzliche Fallbeispiele Rietmanns Analysen breiter abstützen könnten. Das sechste Kapitel widmet sich der Kritik an der administrativen Versorgung, wie sie seit Ende der 1930er-Jahre geäussert wurde, zuerst vom Berner Publizisten Carl Albert Loosli, dann vonseiten der Rechtswissenschaft und schliesslich auch von Fürsorgeexperten. 1965 – in einer Zeit, in der diese Kritik von breiten Kreisen getragen wurde – erliess der Kanton Bern zum wiederholten Mal ein Gesetz zur administrativen Versorgung. Diesem Gesetz wendet sich Rietmann im siebten Kapitel zu, bevor sie in Kapitel acht aufzeigt, wie unter dem Druck eines internationalen Menschenrechtsdiskurses das Versorgungsrecht 1981 schliesslich ausser Kraft gesetzt wurde. Den Abschluss bildet ein Fazit, das zentrale Aspekte der Arbeit nochmals aufgreift. Es enthält hingegen keine weiterführenden Interpretationen und keine Einordnung in einen grösseren Forschungskontext.

Insgesamt ist Rietmann eine äusserst lesenswerte Studie gelungen. Diese zeichnet sich insbesondere durch vielfältige Bezüge, eine breite Kontextualisierung und kluge Analysen aus. Im Gegensatz zu den meisten in letzter Zeit erschienenen Untersuchungen zur Versorgung sozial devianter Personen steht nicht die Geschichte einer bestimmten Institution im Zentrum, sondern es werden verschiedene Facetten der Thematik beleuchtet.

Michèle Hofmann, Bern

1 Vgl. insbesondere Lippuner, Sabine: Bessern und Verwahren. Die Praxis der administrativen Versorgung von «Liederlichen» und «Arbeitsscheuen» in der thurgauischen Zwangsarbeitsanstalt Kalchrain. Frauenfeld 2005. Einen aktuellen Überblick über den Stand der Forschung bietet Germann, Urs: Die Administrative Anstaltsversorgung in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Bericht zum aktuellen Stand der Forschung. Bern 2014.

2 Die Namen sämtlicher Betroffenen wurden anonymisiert.